

etroßt auf
—1.

'Israeli).
Autori-
ei Teile.

Der wenig-
dymion, so
ch nicht zu
ht denken.
h wertlos.
fehlt jede
it und die
wir uns
mindeste
und ihrer
stverständ-
ine faden-
nur als
ges Wert.
—1.

ovote.
traße 10,

zeichnung
den nichts
nde mut-
niefendes
Nettame-
beständnis
vermeiden,
Übrigens,
so schlecht
t zu geb-
wartet,
al gesagt
fasser hat
stständigen
nicht den
verständnis
eijer Vor-
Stizzen-
Verfasser
rauchbare
el (in der
; wenig-
gefallenen

Verfassers,
n. Nicht
enklich in
Man be-
Bewörter

ch kleine,
eweifien
ngsionne

s ist die
ers reich,
ngang zu
schreibt,
—1.



Nr. 43.	Erscheint Sonnabends und ist in der Post-Zeitungsprellliste unter Nr. 1738 eingetragen.	Berlin, den 26. Juli.	Abonnementspreis bei der Post oder im Buchhandel vierteljährlich 3 Mark.	1890.
---------	---	-----------------------	--	-------

Inhalt: Ein anstößiges Verhältnis. Die Geschichte zweier reinen Seelen. Skizze von E. von Wald-Jedtwig. — Helgoland und Sansibar. Von P. Kämpfen. — Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf das akademische Kunstjahr 1890. Von . . . (Schluß). — Lebensgemeinschaften. Von Dr. Theodor Jaensch (Fortsetzung). — Schule Gutte. Entsetzte Bestände von Bahmann Herr. Von X. — Gottfried Keller †. Ein Totengespräch. Von B. W. — Kleine Kritik.

Ein anstößiges Verhältnis.

Die Geschichte zweier reinen Seelen.

Skizze
von

E. von Wald-Jedtwig.

I.

Hier ist ein freundliches Zimmer mit und ohne Kost an einen ruhigen Mieter abzugeben. Drei Treppen links."

Nun, ein ruhiger Mieter war Berthold Stein, das konnte er ohne Selbstüberhebung von sich sagen, und so stieg er denn, ohne einen Blick auf die ärmliche Umgebung des kasernenartigen Hauses zu werfen, die drei Treppen hinauf. Ein Unterschied war in den einzelnen Stockwerken kaum zu bemerken: Alles fahl, unwohnlich, steil wie eine Hühnerstiege, mit ausgetretenen Stufen und fettglänzendem Geländer, verband die Treppe eins mit dem anderen.

Draußen auf der Straße Armlichkeit, hier im Hause Armlichkeit. Berthold Stein war daran von Jugend auf gewöhnt; bei dem Schneider, wo ihn sein Onkel nach dem Tode seiner Eltern, ehrbare Pastorenleute, für wenig Geld in Pension gegeben, hatte es auch nicht besser ausgesehen.

Im Anfange war ihm, der aus dem dörflichen Predigerhause immerhin an eine gewisse Behaglichkeit gewöhnt gewesen war, das zwar hart angekommen, nach und nach hatte er sich aber darein gefunden, und jetzt schaute er mit Genugthuung auf jene Zeit zurück. Hatte ihn doch oft der Hunger an die Arbeit getrieben, hatte er doch seine Abgangsprüfung bestanden und sich an die Entbehrungen gewöhnt. — Was hätte er anfangen sollen, wenn er erst jetzt plötzlich verwaist und verarmt wäre? — Nun wußte er's nicht anders, als daß Darben sein Los war.

Dreihundert Mark erhielt er während seiner auf ein Jahr

bemessenen Studienzzeit von dem Onkel weiter. War's da nicht gut, daß er verstand, sich auch einmal am Abend mit einer trockenen Brotkruste zu behelfen, und daß er sich nicht gleich in den Strohsack verkroch, wenn einmal bei fünfzehn Grad Kälte kein Feuer im Kanonenöfchen brannte, oder daß er sich trotzdem auf die Straße wagte, wenn der Überzieher — nun — im Leihhause träumte?

„Drei Treppen — na, da wären wir —. Mein Schneider wohnte zu ebener Erde.“ Berthold lächelte. „Daß der Mensch doch immer verglichen muß. Und diese eingeschlossene Luft — bei meinem Schneider — da — — war's freier. Hol' der Teufel den Schnei — —“

Berthold Stein verschluckte den unchristlichen Wunsch und entsam sich noch zur rechten Zeit, daß sich das für einen angehenden Pastoren — am Ende würde er noch einmal Oberhofdomprediger oder so etwas Ähnliches —, oder kam als Oberkonsistorial- und Geheimer Oberkirchenrat ins Ministerium — wer konnte das wissen? — — sich nicht schichte.

„Links. Hm. — Das ist hier — — aber da sind drei Thüren — drei Glocken — drei Schilder. — Welche ist nun die richtige? — Bei meinem Schneider — — —“ War er denn nur mit dem Mann des Bügeleisens getraut? Gott sei gelobt und gedankt, nein, denn die Alte und die Töchter, und was da noch alles mit im Zusammenhange — es wäre schrecklich gewesen.

„Bim.“ Er zog an einem rohgearbeiteten Holzgriff, der seine Politur allein durch die verschiedenen Hände empfangen hatte, welche ihn im Laufe der Zeit berührten. Schritte, dumpfe Schritte, solche wie Menschen sie schreiten, welche fast nur Morgenschuhe tragen, näherten sich, zwei krankhaft weiße Finger schoben den roten Halbvorhang auseinander, und ein rundes Auge, dessen Farbe er nicht erkennen konnte, war auf ihn gerichtet. Gehörte dieses Auge einem männlichen oder weiblichen Wesen?

„Was wünschen Sie?“ klang es von innen. — Das sprach ein Frauenzimmer. Traute es ihm nicht? — Hm, hervor-

ragend sah er nicht aus; aber wie ein Bettler oder ein reisender Handwerksbursche, dem man mit Vorsicht begegnen muß, auch nicht. Freilich, es hat immer etwas Verdächtiges, wenn jemand im Winter ohne Überzieher in einem fadenscheinigen schwarzen Tuchanzug einhererschreitet, dem man es ansieht, daß er einst höheren Zwecken diente, und der betreffende Besitzer keinen zweiten im Schranke hat.

„Ich komme — unten die Tafel — ist das vielleicht hier?“ antwortete Berthold mit erhobener Stimme.

„Ah so!“ Das Wesen verschwand. — Tap — tap — „Mutter, hier ist jemand, ich glaube wegen der Wohnung.“

Drinnen allerhand Geräusche: Ein eiserner Topf wurde niedergelegt — ein Blechlöffel fiel klirrend zur Erde — er mußte dem Tone nach auf Estrich oder Ziegelsteine gefallen sein — — hähähähäh. — „Christa, meine Milch — meine Milch — — so komm' doch — — laß den Mann jetzt nicht herein — erst die Fenster aufmachen — — puh der Geruch — der Geruch!“

Berthold roch es bis hierher, der Brodem drang durch das Schlüsselloch. „Da warte ich gerne.“ Und während Berthold auf dem engen, unfreundlichen, mit weißem Sand bestreuten Vorplatz stand, hörte er das Hin und Her, die Zurufer und die Antworten von Mutter und Tochter.

Beide befanden sich offenbar in großer Erregung, wahrscheinlich deshalb, weil ihnen nun gerade das Unglück mit der Milch in dem Augenblicke begegnen mußte, als ihnen der vielleicht so lange vergeblich ersehnte Mieter in das Netz lief. Aber dennoch erhoben sich ihre Stimmen nicht lauter als gewöhnlich. Nichts Scheltendes, nichts Kreischendes lag darin, sondern sie klangen im Gegenteil so sanft, dabei so matt, wie Frauen kranken Körpers und leidenden Gemütes zu sprechen pflegen.

Da heftete sich sein Blick, der nach irgend einem erfreulichen Anhaltspunkt Umschau hielt, auf ein Blatt Papier, welches wahrscheinlich an der Thür befestigt gewesen und herabgefallen war. „Richtig, da sitzen ja noch die Nägel mit den roten Tuschflecken darunter.“ Er hob es auf. „Frau Pastorin Dobeneck,“ las er.

Etwas Sonniges trat in sein schmales, blondes, fränkisches, nichtsagendes und bartloses Gesicht. „Frau — Pastorin — — — Frau Pastorin — — —. Wie mir sich das in die Ohren schmeichelt — — Frau Pastorin.“

„Ja — ja, das bin ich,“ klang es hinter ihm. Eine kleine, vorzeitig gealterte Frau steckte den Kopf vorsichtig durch die Thürspalte, offenbar in bester Absicht denselben wieder zurückzuziehen und dem Fremden, der ihr nicht richtig im Kopfe zu sein schien, die Thür vor der Nase zuzuschlagen.

„Frau Pastorin — verzeihen Sie; aber ich sah Sie weder, noch hörte ich Sie. Wie oft habe ich sonst dieses «Frau Pastorin» vernommen, und wie lange, lange nicht mehr. — Die Leute auf unserem Dorfe nannten meine sel'ge Mutter auch immer — Frau Pastorin.“

Berthold hatte ganz leise, mehr wie zu sich selbst, gesprochen, als ob er die Gegenwart von Frau Dobeneck, welche ihn jetzt mit wehmütigem Lächeln betrachtete, ganz vergessen hätte.

„Aber so kommen Sie doch herein.“ — Das war die zweite weiche, krankhafte Stimme. Die Thür öffnete sich jetzt voll-

ständig, und ein lang aufgeschossenes, bleiches Mädchen, mit welligem blonden Haar, erschien hinter seiner Mutter.

Berthold erkannte sofort das runde Auge, welches ihn vorher durch die Glasscheibe der Thür angesehen hatte. — Es schimmerte blau, himmelblau, und war ihm vorher sein Ausdruck hart und streng erschienen, so empfing er jetzt den entgegengegesetzten Eindruck.

Der unangenehme Geruch nach übergelaufener Milch hatte sich noch nicht verzogen, als Berthold in den halbdunklen Vorraum und von da in die Wohnstube trat. Heller Sonnenschein, durch weiße Vorhänge nicht im mindesten am freien Eintritt behindert, flutete durch den sauberen, notdürftig mit einigen altmodischen Möbeln, den Zeugen besserer Tage, bestellten Raum. Das Bild des Gekreuzigten, hier und da angebrachte Bibelsprüche, einige mangelhafte Familienphotographien bildeten den Schmuck der blau getünchten, verschiedentlich abgestoßenen Wände.

An den beiden Fenstern standen zwei Nähtische, darauf lagen Leinen- und bunte Wollstückerien. Kein Zweifel, die beiden Frauen arbeiteten dieselben für ein Geschäft. Wie kämen diese zierlichen Tischläufer, das prachtvolle Rückentissen, welche da der Vollendung harreten, sonst in diese ärmliche Wohnung?

Und doch fehlte es auch hier an Erfreulichem nicht: Ein Fuchsstock trug die Fülle der blutroten Blüten kaum, ein Myrtenbäumchen trieb weiße Knospen, und Senfer von Geranien und Schiefblättern schienen in ihren Töpfen unter der sorgenden Hand ihrer Pflegerin zu gedeihen.

„Sie wollen das Stübchen mieten? Wollen Sie sich's gefälligst ansehen?“ Das junge Mädchen öffnete mit matter Handbewegung die Thür, welche zu einem kleinen, reinlichen Nebenzimmer führte: Ein schmales Bett, ein Holzstisch, eine Waschgelegenheit, ein Schrank und drei Rohrstühle standen darin. „Es ist einfach.“

„Und der Preis, wenn Sie mich mit beköstigten?“ fragte Berthold.

Mutter und Tochter sahen sich zweifelnd an.

„Wir haben — wir vermieten zum erstenmal. Obgleich die Tafel unten hängt, haben wir uns das eigentlich noch gar nicht recht überlegt. Es käme darauf an. — Mehr wie zweimal Fleisch in der Woche — —“

„O, das genügt. Bei meinem Schneider, wo ich als Schüler in Pension war, habe ich oft in vierzehn Tagen kaum ein Stück gesehen. Gab es einmal welches, so mußte ein Pfund für sechs Personen langen.“

Über Christas Züge flog ein erheiterndes Lächeln, welches zugleich ihr wenig hübsches Gesicht verschönte. „Dann sind Sie also nicht verwöhnt?“

„Nein. Womit auch?“ Das klang ohne jede Bitterkeit.

„Das wäre uns sehr lieb,“ schaltete Frau Dobeneck ein, welche die Leitung der Verhandlung ihrer Tochter überlassen hatte, deren Gesicht jetzt wieder einen heiteren Ausdruck zeigte.

„Gleich und gleich gefellt sich gut zusammen. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Herr — —“

„Berthold Stein ist mein Name.“

„Herr Stein. Nehmen Sie das Zimmerchen, wir geben Heizung, Licht und Wäsche dazu, besorgen auch ihre Leibwäsche, und Sie zahlen den vierten Teil der Wohnung, und ihren Anteil an Kost berechne ich Ihnen am Schluß jeder Woche.“

„So soll es sein. Und nun will ich meine Sachen holen,“ entgegnete Berthold, froh, so bald diese für ihn so wichtige Frage erledigt zu haben. Er reichte Frau Dobeneck die Hand, dann streckte er sie auch Christa entgegen. Diese hatte sich aber schon abgewandt und ging dem Nebenzimmer zu, um dort sofort alles für den neuen Mieter zu besorgen.

„Angenehme Menschen,“ dachte Berthold, während er zur Bahn ging, um dort sein Handkofferchen in Empfang zu nehmen. „Omnia mea mecum porto,“ jagte er mitleidig, über sich selbst lächelnd, als er seinem neuen Heim wieder zuschritt.

„Nein, das geht nicht, Sie haben sich beraubt,“ wandte er sich an Christa, als er bei seiner Rückkehr den schönen Fuchsenstock in seinem Zimmer fand.

Wieder trat die gewinnende Heiterkeit in Christas Augen. „Haben Sie schon vergessen, daß Ihnen ein Viertel von dem, was wir haben, zu gute kommen soll? — Oder wollen Sie lieber die Myrte haben?“

„Die Myrte? Nein — deren darf ich Sie nicht berauben?“ Die Frage war ihm so auf die Lippen gekommen; aber jetzt, als er sah, wie Christa ein wenig erröthete, färbte auch seine Wangen flüchtiges Rot.

„Ah, deshalb,“ sagte Christa endlich und verschwand in der Küche, von woher statt des Milchgeruches jetzt Braunkohldüfte die kleine Wohnung durchdrangen.

„Ach deshalb,“ wiederholte Berthold, während er seine ganzen Habseligkeiten, welche in ein wenig Leinwand, einem stark getragenen Anzuge und Büchern bestanden, auspackte. Es hatte so entsetzend geklungen und deutlich hatte darin gelegen, daß sie nie daran denken konnte, ihr Haupt einst mit der Myrte zu zieren.

Es klopfte leise. „Das Essen ist fertig, wenn Sie kommen wollten?“

„Gleich, gleich.“ Wenige Minuten später erschien Berthold in dem gemeinsamen Wohnzimmer, wo der Tisch sauber für drei Personen gedeckt war, und er bemerkte mit einer gewissen Beschämung, daß Christa doch wenigstens versucht hatte, sich zu schmücken, indem sie einen kleinen unechten Schildpattkamm in das geordnete Haar geschoben und eine bescheidene Brosche vorgesteckt hatte. Und er hatte gar nichts für sich gethan. Morgen wollte er besser für sich sorgen.

„Jetzt beten Sie wohl, Herr Stein?“ fragte Frau Dobeneck. Berthold faltete die Hände und sprach das Tischgebet. Wie ihn das anheimelte, daß er zur Familie gehörig betrachtet wurde. Wie lange hatte er dieses Gefühl nicht mehr gehabt? — Zu Hause — sein Herz zog sich zusammen — hatte er auch beten müssen. Und unter dieser Gemütsbewegung sprach er besonders ausdrucksvoll, und seine Stimme entwickelte ihren ganzen Wohlklang. Auch Christa empfand dies, und das Tischgebet, welches im sorgenden Drange der Geschäfte, unter dem abstumpfenden Einflusse der langjährigen Gewohnheit bei ihr fast zur leeren Form herabgesunken war, gewann wieder seine alte, stärkende Kraft. — Sie freute sich schon auf den Abendsegen. Ob er ihn auch sprechen würde?

Berthold traf gerade einen Fleischtag, was Christa lieb war. — Sie verzehrten ihr Mittagessen fast schweigend, wie Menschen, welche angestrengt arbeiten und mit den Gedanken halb noch bei der Arbeit weilen, es meist zu thun pflegen. Stein stellte nur einige Fragen, bezüglich seiner Immatrikulation,

welche jedoch weder Christa noch Frau Dobeneck beantworten konnten.

„Mahlzeit!“ Berthold wollte aufstehen, doch ein eigentümlicher Blick Christas, unter dem er erröthete, belehrte ihn, daß er wohl so lange warten müsse, bis die Pastorin das Zeichen zum Aufstehen gebe. Er hatte während der langen Zeit seines Aufenthalts in der Schneiderfamilie die gesellschaftlichen Formen, auf welche seine Eltern streng hielten, beinahe verlernt.

Am Nachmittage besorgte er verschiedene Gänge und kam erschöpft zurück. Da klopfte es wieder an seine Thür. „Wollen Sie den Kaffee auf Ihrer Stube oder mit uns trinken?“ fragte Christa jetzt.

„Oh — wenn es Sie nicht stört — so —“

„Durchaus nicht.“ Christa verschwand und empfand mit leisem Schrecken, daß sie sich darüber freute, daß Berthold mit ihnen gemeinsam den Kaffee nehmen wollte. Bei kleinen Leuten pflegt die nachmittägliche Kaffeestunde die geselligste des ganzen Tages zu sein, und so kam es, daß Berthold jetzt gesprächiger wurde und den beiden Frauen von seiner Vergangenheit und den Hoffnungen der Zukunft erzählte. Er wollte, wie sein Vater, Theologie studieren.

Frau Dobeneck nickte zustimmend mit dem Kopfe. Kein Beruf stand in ihren Augen höher, wie der eines Geistlichen. „Ihre Jugend ist nicht reich an Freuden gewesen,“ bemerkte Christa; „möge sich die Zukunft desto froher gestalten!“ — Ihre Stimme klang noch leiser und sanfter wie gewöhnlich.

Berthold bewegte zustimmend den Kopf und ergriff, wie von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, die magere, knochige Hand Christas. „Ich danke Ihnen für den guten Wunsch, Fräulein —“ er stockte, er wollte «Christa» sagen, doch es fiel ihm ein, daß dieses viel zu vertraut klinge — „Fräulein Dobeneck.“

Christa lächelte. Sie wußte warum er inne gehalten hatte, ermutigte ihn aber nicht, vertraulicher zu ihr zu sprechen.

Nun trennten sie sich, Berthold ging wieder aus, um sich noch einige Bücher zu beschaffen. Das Abendessen wurde gemeinsam eingenommen, dann folgte die Andacht, welche Berthold abhielt, und darauf schieden sie, um das Lager zu suchen. Am nächsten Morgen hörte Stein sein erstes Kolleg, seine übrige Zeit theilte sich zwischen den häuslichen Arbeiten und den mit den beiden Dobenecks eingenommenen Mahlzeiten.

Als die Woche verstrichen war, stellte Christa die Rechnung zusammen und legte sie auf Bertholds Zimmer. Er bezahlte dieselbe, und wenige Worte des Dankes wurden ausgetauscht. Wochen, Monate vergingen, ohne daß eine größere Annäherung zwischen Berthold und Dobenecks erfolgte. Nur daß er die Tochter jetzt ‚Fräulein Christa‘ und daß sie ihn zuweilen, auf seinen besonderen Wunsch, ‚Herr Berthold‘ anredete, weil der Klang dieses Namens, den er so selten hörte, stets liebe Erinnerungen in ihm erweckte. Der Schneider hatte ihn nur «Stein» genannt und ihn zur Abwechslung höchstens mit Schimpfworten bedacht.

(Fortsetzung folgt.)

Helgoland und Sansibar.

von

F. Rasmussen.

Die Berichterstattung der Tagespresse über den Vertrag zwischen Deutschland und England in Bezug auf Afrika gipfelt gewöhnlich in dem Satz, daß Deutschland Helgoland gegen Sansibar eingetauscht habe, wird dabei meistens direkt oder indirekt konstatiert. Kolonialfreunde erfüllt der Tausch mit Besorgnis, die Gegner der Kolonialpolitik mit geheimer oder offener Schadenfreude; glauben sie doch daraus schließen zu dürfen, daß die Reichsregierung überhaupt auf die Kolonien nicht viel giebt.

Rein äußerlich betrachtet, macht Deutschland freilich einen schlechten Tausch, denn Helgoland ist kaum einen halben Quadratkilometer groß und wird nur von reichlich 2000 Menschen bewohnt, während die Hauptinsel Sansibar allein auf 1500 Quadratkilometern an 150000 Bewohner zählt. Helgoland hat eine durchweg arme Bevölkerung, die an Steuern kaum soviel aufbringt, als die Regierung an Ausgaben aufzuwenden hat, ist also in wirtschaftlicher Beziehung wertlos, um so mehr, da auch keine Aussicht ist, daß die Insel jemals als Handelsort eine Rolle spielen wird; nur das Seebad kann sich heben, wenn etwas dafür gethan wird; aber von den jetzigen zum Teil etwas primitiven Verhältnissen lebt ein großer Teil der Insulaner, eine Veränderung des Betriebes durch zeitgemäße Verbesserung der Einrichtungen hat nicht notwendig eine Aufbesserung der materiellen Lage der Insulaner zur Folge, es kann auch das Gegenteil eintreten. Unter keinen Umständen, weder in der Gegenwart noch in der Zukunft, kann die Abtretung Helgolands als materieller Gewinn für Deutschland aufgefaßt werden. Ganz anders Sansibar! Die Stadt hat nicht nur eine Zukunft, sie ist schon heute der bedeutendste Handelsplatz in Ostafrika. Die Bewohner sind wenigstens zum Teil reiche Händler, und das Geld von Sansibar beherrscht die ostafrikanischen Handelsplätze bis zu den großen Seen, ja bis ins Kongobecken hinein. Hier unterliegt es keinem Zweifel, daß die Besetzung der Insel und ihrer Hauptstadt ein materieller Gewinn ist!

Aber die Sache hat noch einen anderen Haken. In dem Maße, in dem unsere europäische Politik wichtiger und älter ist, als unsere Kolonialpolitik, in demselben Maße muß Afrika zurücktreten, wenn es sich um Lebensfragen in Europa handelt. Reichskommissar von Wismann macht gar kein Hehl daraus, daß England bei der Sache den besten Handel gemacht hat; aber nach den Eröffnungen, die ihm von allerhöchster Seite gemacht wurden, erkennt er rückhaltlos an, daß Deutschland richtig gehandelt hat und nicht anders handeln konnte. Auch wir hätten es mit Freuden begrüßt, wenn Deutschland bei dem Abkommen ein wenig mehr hätte retten können. Auch wir hätten gerne Sansibar eine deutsche Stadt genannt, wenn auch Witu und das entlegene Uganda in fremde Hände geraten wären. Aber wir vergleichen darum das deutsch-englische Abkommen noch nicht mit dem Tage von Olmütz. So viel uns auch an unseren Kolonien gelegen ist, so wenig wir auch mit denen übereinstimmen, die die Kolonialpolitik einen dummen Streich nennen: so können wir uns doch nicht mit denen befreunden, die, wie es scheint, alles Heil der Zukunft von den Kolonien erwarten.

Sansibar war denn doch noch nicht unser Eigentum, wenn wir auch darauf gerechnet hatten, daß es uns als reife Frucht über kurz oder lang in den Schoß fallen würde. Jedenfalls hätte es langwieriger Verhandlungen bedurft, ehe man uns Insel und Stadt ungestört gelassen hätte. Ja auch der Küstenstreifen, der nun unser Eigentum wird, war und ist bis jetzt nur Pachtgut. Beträgt auch die Pachtzeit fünfzig Jahre, so könnten doch nach Ablauf der Pachtjahre die Verhältnisse so ungünstig liegen, daß eine Wiederverpachtung an Deutsche nicht erfolgen würde. Dann wäre unser Kolonialbesitz vom Meere

abgeschnitten und entweder ganz wertlos oder doch um ein Bedeutendes entwertet. Die Abtretung des Küstenstreifens ist in unseren Augen mehr wert, als Uganda und Witu. Immerhin wäre es schön gewesen, hätten wir die vorgelagerten Inseln und namentlich Sansibar dazu gehabt. Man sagt ja auch, England hätte an Witu und Uganda genug gehabt und hätte uns Sansibar um so eher überlassen können, weil es doch Haupthandelsplatz unserer Interessensphäre ist und weil in der That heute der Handel Sansibars weit mehr in deutschen als in englischen Händen sich befindet. Daß unsere Diplomatie das Ihrige gethan hat, um Sansibar an Deutschland zu fetten, ist für Einsichtige selbstverständlich; aber auch England hat bei der Teilung des Sultanats nicht leer ausgehen mögen. So hat Deutschland denn einen Besitz preisgegeben, den es freilich noch nicht formell sein eigen nennen durfte, auf den es aber doch gleichsam die nächste Anwartschaft hatte, vielleicht begleitet von dem Gedanken, daß England den Wert der Insel überschätze.

In der That sind es zumeist Kolonialpolitiker vom grünen Tisch, die da meinen, nach der Preisgabe von Sansibar seien unsere Kolonien wertlos, oder es sind Leute, die die Verhältnisse in unseren Schutzgebieten nur oberflächlich kennen. Daß die Sache so ganz schlimm nicht sein kann, geht schon daraus hervor, daß wir bislang ohne den Besitz von Sansibar fertig geworden sind und nur den Zugang vom Meere her zu unseren Kolonien gepachtet hatten. Ja, es ist überhaupt noch keinem Kolonialpolitiker eingefallen, zu erklären, daß der Besitz von Sansibar uns unumgänglich notwendig sei. Erst nachdem es in andere Hände gekommen ist, sind bei uns Stimmen laut geworden, daß wir es hätten nehmen müssen. Freilich liegt ja auch die Sache etwas ungünstiger für uns, wenn Stadt und Insel Eigentum unserer Handelskonkurrenten sind, als wenn sie einer Macht gehören, die beiden konkurrierenden Mächten gleich freundschaftlich gegenübersteht, oder, um es gerade heraus zu sagen, die es mit keiner verderben darf.

Jedenfalls fällt es doch stark ins Gewicht, daß Kemmer der Gegend und der Verhältnisse erklärt haben, die Übergabe Sansibars an England sei im Interesse der deutschen Kolonialpolitik bisher unterblieben; aber deshalb seien unsere Kolonien doch noch nicht wertlos. Ja, es fehlen auch die nicht, welche meinen, daß die Preisgabe Sansibars überhaupt unseren Kolonien keinen Schaden thun würde. Sie alle gehen dabei von einem Punkt aus, daß nämlich Sansibar ohne die gegenüberliegende Küste, also ohne das deutsche Schutzgebiet, seine Rolle als Handelsstadt zum großen Teil einbüßen müsse. Und jedenfalls hat die Sache Hand und Fuß. Eine Insel von dreißig Quadratmeilen Größe kann weder viele Handelswaren erzeugen, noch, auch bei denkbar stärkster Bevölkerungsdichtigkeit, verbrauchen. Sansibar lebt als Handelsstadt fast ausschließlich vom Zwischenhandel zwischen Europa und Indien einerseits und Afrika andererseits. Von Afrika kommt hier zunächst das deutsche Interessengebiet an der Ostküste und daran sich anschließend das Seengebiet und das Kongobecken in Betracht. Wird nun Sansibar von der Küste politisch getrennt, so wird sich naturgemäß der Handel mehr nach den Küstenstädten hinziehen, von denen einige dazu noch weit bessere Häfen haben als Sansibar. Daß die deutschen Dampfer künftig nicht mehr Sansibar allein anlaufen, sondern einen oder mehrere Häfen an der deutsch-ostafrikanischen Küste, und daß die deutschen Handelsschiffe in Zukunft auch diese letzteren aufsuchen werden, unterliegt keinem Zweifel. Dann aber müssen sich schon die Händler von Sansibar auch dorthin ziehen, wenn sie etwas verdienen wollen. So werden zunächst die deutschen Küstenhäfen Sansibar Konkurrenz machen und es nach und nach um so sicherer überflügeln, als sie dem produzierenden Hinterlande näher und bequemer liegen. Allerdings wird der Umschwung kein plötzlicher werden und auch nicht in dem Maße eintreten, als man meint, wenn man behauptet, Sansibar werde mit der Zeit einmal für England ein Helgoland, ein wertloser Besitz, den es noch einmal aus freien Stücken an Deutschland abtreten

werde. Aber das ist wahr, daß die Zukunft Sansibars als Handelsstadt in deutschen Händen liegt, woraus folgt, daß die Engländer schon in eigenen Interesse etwas entgegenkommender gegen die Deutschen im Auslande sich zeigen dürften.

Dagegen läßt sich durchaus nicht in Abrede stellen, daß Sansibar für unser ostafrikanisches Schutzgebiet von größter strategischer Wichtigkeit ist. Auf Sansibar gestützt, kann eine feindliche Flotte das ganze Gebiet mit allen seinen Häfen erfolgreich blockieren und alle Handelsverbindungen unmöglich machen. Jedenfalls werden aber die Schlachten des Zukunftskrieges nicht in den Kolonien geschlagen werden, wenigstens dürften die Kolonialkriege nur eine ganz untergeordnete Rolle spielen, da alle Flotten und Landheere in Europa verwendet werden können. Auch ist nicht anzunehmen, daß England in einem Weltkrieg auf Seiten der Feinde Deutschlands zu finden sein wird, wenn es seine Neutralität nicht sollte bewahren können, und selbst wenn England mit den Feinden Deutschlands gemeinsame Sache machen sollte, bedarf es seiner Flotte zum Küstenschutz und hat Besseres zu thun, als unser ostafrikanisches Küstengebiet zu blockieren, wozu doch eine starke Flotte gehört und was Deutschland noch nicht lahmlegen würde.

Dagegen ist für Deutschland der Besitz von Helgoland gerade in strategischer Hinsicht wichtig. Auf Helgoland gestützt, ist es für eine genügend große feindliche Flotte ein Leichtes, die ganze deutsche Nordseeküste zu blockieren. Dadurch aber werden nicht nur die beiden großen deutschen Handelsmetropolen Hamburg und Bremen aufs empfindlichste geschädigt, es wird der ganze deutsche Seehandel lahmgelegt, und die beiden deutschen Flottenhäfen in Kiel und Wilhelmshaven können an ihrer Vereinigung nicht nur, sondern geradezu in ihrer Verwendbarkeit für die Küsterverteidigung gehindert werden. Der mit großem Kostenaufwand gebaute Nord-See-Kanal erlangt für unsere Flotte erst seine richtige Bedeutung durch die Abtretung von Helgoland an Deutschland. Und eben dieses Uebel, so klein es auch ist, kann durch zweckmäßige Befestigung wesentlich zum Schutze unserer Nordseeküsten beitragen. Daß übrigens im Auslande und namentlich bei denen, die wir im nächsten Kriege als unsere Feinde glauben ansehen zu müssen, die Wichtigkeit der Abtretung Helgolands an Deutschland gebührend gewürdigt wird, hat uns die russische und französische Presse gezeigt, die mehr oder minder einen empfindlichen Ton anschlug, als die Sache in die Öffentlichkeit kam, und als sie erkannte, daß man es hier mit einer Politik der vollendeten Thatsachen zu thun habe, gegen welche nichts zu machen sei.

Nun giebt es ja Deutsche genug, welche meinen, Helgoland habe ja für England keine, für Deutschland eine große Wichtigkeit. England hätte es aus freien Stücken abtreten können, ja eigentlich müssen, da es ja zu Schleswig-Holstein ursprünglich gehört habe und demnach nach Recht und Gerechtigkeit deutsch sei. Nun hat es mit der Zugehörigkeit zu Schleswig-Holstein eine eigene Bewandnis. Helgoland gehörte ursprünglich zu Nordfriesland und kam mit dieser Landschaft an das Herzogtum Schleswig, wurde aber 1712, als die Herzöge von Holstein-Gottorp es mit dem Schwedenkönig hielten, vom König von Dänemark erobert und nicht wieder herausgegeben. Als England es also 1807 mit Beschlag belegte, war es dänisch, nicht schleswig-holsteinisch, und an Dänemark hätte es abgetreten werden müssen, nicht an Schleswig-Holstein oder an Deutschland, wenn England es dahin geben wollte, wohin es vor der englischen Herrschaft gehörte. Ubrigens ist es mit dem Abtreten eines Besitzes aus freien Stücken, lediglich einem aufwallenden Gerechtigkeitsgefühl zuliebe, eine eigene Sache. Kriegsrecht ist auch ein Recht und selbst, wenn alle Gebiete, die eigentlich ohne Recht und Gerechtigkeit im Laufe der Zeiten besetzt worden sind, dem rechtmäßigen Eigentümer am 1. Januar 1891 zurückgegeben werden müßten, so könnten wir ruhig alle Atlanten und Karten der Welt wegen völliger Unbrauchbarkeit ins Feuer werfen.

England war im unge störten Besitz von Helgoland, und

wenn es auch Leute gab, die eine Abtretung des unnützen Besitzes an Deutschland befürworteten, so waren die Engländer im allgemeinen schlau genug, die Insel nicht nach dem Wert zu taxieren, den sie für England, sondern nach dem, den sie für Deutschland hatte. Deswegen waren die Leiter der englischen Politik auch nie ernstlich für eine bedingungslose Abtretung an Deutschland, sondern wollten die Gelegenheit abwarten, bis sich etwas Rechtshaffenes dafür eintauschen lasse.

Die Gelegenheit hat sich nun gezeigt und ist benutzt worden. Mögen denn auch in Deutschland viele sein, die mit dem Tausch nicht zufrieden sind, und hätte vielleicht auch von deutscher Seite ein günstigeres Resultat erreicht werden können, zweierlei steht doch fest: daß der Besitz von Helgoland einen nicht zu unterschätzenden Wert für uns hat, und daß auch nach Abtretung von Sansibar, Witu und des von Peters unter deutschen Schutz gestellten Gebietes in der Gegend des Victoria Nyanga unser ostafrikanisches Interessen- und Schutzgebiet kein wertloser Besitz geworden ist.

Ein Rückblick

aus dem

Jahre 2000 auf das akademische Kunstjahr 1890.

von

(Schluß.)

Der Zlibustier-Artikel machte ungeheures Aufsehen. Das bekanntlich tief im Volke wurzelnde Rechtsbewußtsein empörte sich beinahe so gewaltig, als ob ein genialer Staatsmann a. D. einen publizistischen Rippenstoß durch einen Faustschlag pariert hätte. Eine ganze Woche hindurch lebten alle oppositionellen Zeitungen von der „schönen Willkürherrschaft der akademischen Stiefel-Jury.“ Es mußte etwas geschehen, um die erregten Gemüter wieder zur Ruhe zu bringen, denn schon hatte ein Teppichhändler, um die großen Inzerate zu sparen, sein neu eröffnetes Sandsteingebäude zu einem «Salon des bottines refusées» angetragen. Das Duzendkollegium trat zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen, und am Sonntag erschien in einem stillen Blättchen, mit gesperrten Lettern gedruckt, die folgende Erklärung:

„Gegen die Thätigkeit der Jury der «ersten akademischen Stiefel-Ausstellung» werden gegenwärtig in der Standal- und Zudenpresse Angriffe erhoben, die man wohl in das Gebiet des groben Unfuges verweisen darf. Die hochgeachteten Namen der zu Preisrichtern erwählten Männer, die in nicht genug zu bewundernder Selbstlosigkeit ihres verantwortungsvollen und mühseligen Amtes gewaltet haben, geben jedem Unbefangenen wohl hinreichende Bürgschaft für die vorurteilslose Unparteilichkeit dieser erlesenen Körperschaft, zu deren Beratungen übrigen Vertreter der verschiedensten Schusterkunstanschauungen hinzugezogen worden sind. Wenn diese Leute, nachdem sie mit ihren pervertirten Tendenzen satzungsgemäß übereinstimmend worden sind, sich jetzt durch perfide Verdächtigungen an der Mehrheit zu rächen versuchen, wenn sie die Einrichtung der Jury, die einzig im Interesse des Publikums die Spreu vom Weizen zu sondern und das Gesamtbild der Ausstellung zu einem würdigen zu machen bestrbt war, ist und sein wird, mit allgemeinen Angriffen niedrigster Art bedenken, so genügt wohl der Hinweis darauf, daß die Berliner Schuster-Akademie nur einen alten, schönen Brauch wieder aufgenommen hat, um die Schreier zu widerlegen. Denn — was den ungebildeten Standalmachern natürlich unbekannt ist! — bis zum Jahre 1890 einschließlich ist das Arrangement der großen akademischen Kunstausstellungen zu Berlin ausnahmslos der aus hervorragenden Fachkünstlern zusammengesetzten Jury vorbehalten gewesen, ohne daß gegen diesen Modus jemals Klagen laut geworden wären. Was den

Jüngern vom Meißel und von der Palette jahrelang billig erschien, sollte, wie wir wohl in Übereinstimmung mit allen unseren Lesern annehmen, auch den Ritzern vom Bockdrakt und von der Ahle recht sein. Dem unbefugten Pamphletisten aber, durch dessen lärmfüchtiges Vorgehen die Verbitterung erst geschaffen wurde, ihm wird man wohl zurufen dürfen: Schuster, bleib bei Deinem Leisten — oder, wie schon der berühmte Bildhauer (sic!) Appelles einem vordringlichen Kollegen des Herrn A. A. entgegnete: Ne sutor supra crepidam! Damit glauben wir ein für allemal u. s. w. u. s. w.“

* * *

Es wurden Nachforschungen angestellt und, ohne Zuhilfenahme bellamy'scher Kunststücke, ergab sich schließlich folgender, unter die monumenta Germaniae würdig einzureihender Sachverhalt, den Tages-, Wochen- und Monatsblätter den höher als haß erstanten Lesern nicht vorenthielten:

„Es bestätigt sich, daß bis zum Jahre 1890 einschließlich über die Aufnahme von Gemälden und Skulpturen in die allsommerlich abgehaltene «Große akademische Kunst-Ausstellung» eine Jury, auch Hänge-Kommission genannt, zu befinden hatte. Dieser Gerichtshof, dem der inappellable Spruch über den künstlerischen Wert der eingekauften Kunstwerke vorbehalten war und der über die vom Staate für alle Künstler geöffneten Räumlichkeiten frei verfügte, setzte sich zusammen aus akademischen Würdenträgern, Professoren und beliebten Künstlern. Im Gegensatz zu der schon damals von allen Seiten verurteilten Censur, die selbst in den schlimmsten vormärzlichen Zeiten nur die eventuelle Anstößigkeit der künstlerischen und literarischen Erzeugnisse nach der politischen, religiösen und moralischen Seite zu prüfen hatte, übte die sogenannte Jury eine unumschränkte Kunstpolizei aus. Daß, selbst bei zuweilen gewiß vorhandenen besten Willen, diese Körperschaft, in welcher fast ausschließlich akademisch erstarrte Theorien zum Ausdruck kamen, den Bestrebungen der jüngeren Generation und den rücksichtslosen Versuchen eigenartiger und eigensinniger Neuerer keineswegs gerecht werden konnte, braucht Lesern von einiger kunstgeschichtlichen Erfahrung nicht erst bewiesen zu werden. Wenn die Werke von Schiller, Richard Wagner, Heine und Anzengruber erst auf den Beifall der Fachkollegen hätten warten müssen, ehe sie das Licht der Öffentlichkeit erblickten, so wären ihre Schöpfer unbedingt verhungert und wir säßen noch in aller Gemächlichkeit bei Gottsched und Bach und allenfalls bei Klopstock. Man darf wohl die Behauptung aufstellen: Je stärker die Persönlichkeit eines Künstlers ist und je kraftvoller sein Temperament, desto schwerer wird es ihm werden, anderen Individualitäten ein gerechter Richter zu sein. Es zeigte sich denn auch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, daß auf den Kunstausstellungen nicht etwa die Mittelmäßigkeit und die totale Unfähigkeit durch das Walten der Jury zurückgedrängt wurde, sondern es bildete sich im Gegenteil ein Repotismus und Epigonismus aus, der allen frei aus der Tradition herausstrebenden Naturen Luft und Licht wegnahm und einen geradezu verhängnisvollen Einfluß auf die gesamte Kunstentwicklung übte. Denn da ein Maler oder ein Bildhauer, dessen Werk von den angesehensten Fachgenossen, ohne Angabe von Gründen, mit dem Stempel der Untauglichkeit versehen ist, kaum noch einen Weg an die Öffentlichkeit frei hat, während ihm ein Censurverbot aus religiösen, moralischen oder gar politischen Gründen eine Niesenreklame macht, so gewöhnten sich die unglücklichen Künstler mehr und mehr daran, schon beim Schaffen auf die sattfam bekannten Anschauungen der hochwohlwollenden Kunstpolizeibehörde Rücksicht zu nehmen. Natürlich ging dabei der feinste persönliche Reiz verloren, und die markigsten Individualitäten zwängten sich gewaltsam in die allein seligmachende Schablone ein. Das ging so weit, daß man auf der akademischen Kunstausstellung von 1890, der schlimmsten ihrer Art, ganz allgemein denselben Ruf ausstieß, dem wir heute in den Sälen unserer akademischen Stiefel-Ausstellung auf Schritt und Tritt begegnen: Immer der alte Stiebel! Schon im nächsten

Jahre entschloß man sich denn auch, den alten Zopf endlich abzuschneiden, alle einlaufenden Kunstwerke nach der Reihenfolge der Ablieferung aufzunehmen, soweit es der verfügbare Raum eben gestattete, und an die Stelle der genossenschaftlichen Kunstpolizei die einzig urteilsberechtigte Instanz treten zu lassen: das Publikum, so klug oder so dumm es eben zu finden ist. Daß sich von jenem Jahre 1891 der in den weitesten Kreisen bekannte „Verfall“ der bildenden Künste herschreibt, werden selbst die wütendsten Tabulaturverteidiger unter unseren Meisterschulstern nicht behaupten wollen. Sie haben ja in der Eingangshalle die überlebensgroße Statue ihres geschätzten Kollegen Hans Sachs aufgestellt und am Eröffnungstage sich in der vierten Berliner Oper die „Meistersinger“ vorspielen lassen; sollte ihnen da das Wort des Nürnbergers entgangen sein:

„Wer als Meister geboren, der hat unter Meistern
den schlimmsten Stand!“

U. A. w. g.“

Dieser Artikel war nicht von Dr. Fibustier geschrieben; aber er wurde dennoch viel beachtet. „Unglaublich!“ sagten die Leute des Jahres 2000, als sie die „freien“ Künste kennen lernten aus dem Jahre 1890. Und ein arg verspäteter Historienmaler begann eine Niesenleimwand zu grundieren, die den Titel tragen sollte: „Die letzte Sitzung der Jury.“

Berichtigung. Nr. 42 Seite 35 des Artikels lies statt Meisterschulstern: Meistersnepoten.

Lebensgemeinschaften.

Von

Dr. Theodor Jacuski.

(Fortsetzung.)

Sogleich nun, wie gesagt, die Pelschnuralgen unter den verschiedensten Verhältnissen auch allein vorkommen, ist der Vorteil, der ihnen aus dem gesetzmäßigen Zusammenleben mit der Azolla erwächst, unserem Verständnisse viel zugänglicher. Selbst wenn sie nichts weiter dort finden, als geeigneten Unterschlupf, so muß dies sie schon vor ihren nicht auf gleiche Weise geschützten und geborgenen Schwestern begünstigen. Außerdem aber könnte recht wohl auch das Dahintreiben auf dem Wasser, in Folge der schwimmenden Lebensweise ihres Gastgeberes, und die Berührung mit stets neuen Wasserschichten, selbst in stehenden Gewässern für ihren Lebensgang von erhöhter Bedeutung sein.

Die Azolla ist gänzlich landfremd bei uns. Obgleich man vier gut unterschiedene Arten kennt, ist doch keine derselben in Europa einheimisch. Um so merkwürdiger ist es, daß man bei allen vierten stets die gleiche Vergesellschaftung mit der Pelschnuralge beobachtet; während diese letztere sich nicht nach entsprechend verschiedenen Arten trennen läßt. Im Lichte der Abstammungslehre betrachtet, führt dies nebenbei zu dem Schlusse, daß die Artentrennung der Azollen schon zu einer Zeit stattgefunden haben muß, da die Lebensgemeinschaft mit der Alge bereits zu einer feststehenden Eigentümlichkeit ausgebildet war. Man müßte dann annehmen, daß seitdem die ursprünglich einartige Azolla noch abgeändert habe, die Rosenkranzalge aber nicht; was bei deren viel einfacherer und gleichmäßigerer Lebensweise nicht so auffallend sein würde.

Länger bekannt, als bei dem besagten Schwimmpflanzen, ist das Vorkommen ähnlicher Rosenkranzalgen in den Hohlräumen gewisser Landpflanzen; so in den Wurzeln der Palmenfarne oder Cycadeen. Zu ihnen gehört die Pflanze, deren immergrüne Blätter, oder besser Wedel, bei uns massenhaft in Gewächshäusern gezüchtet werden und fälschlich unter dem Namen „Palmzweige“ bei Begräbnissen dienen. Sie sind besonders in Australien einheimisch, und manche von ihnen liefern aus dem Marke ihres Stammes Sago. Die Wurzeln dieser

lich ab-
enfolge
Raum
Kunst-
lassen:
Den ist.
Streifen
werden
Reiter-
er Ein-
n Kol-
sich in
lassen;
sein:

Gewächse nun bilden eigentümliche Gabel-Auszweigungen, und zwischen deren Zellen dringen sehr häufig Gallertalgen ein. Zugleich hat dies eine eigentümliche, innere Wachstumsabänderung zur Folge; eine bestimmte, sonst nicht von ihrer Umgebung verschiedene Zellschicht bildet sich förmlich zu einer Art Balkengerüste heraus, mit großen, untereinander verbundenen Zwischenräumen. Diese Zwischenräume durchwuchert die Alge, sie allmählich gänzlich ausfüllend; und sie selbst wird dabei so verändert, daß sie, anstatt kugelförmiger Gallertmassen, verzweigte, strauchartige Körper bildet. Ähnliches kommt vor bei Gunnera, einer als Blattgewächs zur Schmückung von Nasenplätzen neuerdings häufig in der Biergärtnerei verwendete Pflanze, die zu der Ordnung der Kesselblumer gehört; nur siedeln sich hier die entsprechenden Kistoffformen im Stamme an. Auch in Moosen und Lebermoosen hat man sie gelegentlich verbreitet angetroffen. Doch ist ihr Vorkommen nirgends so bezeichnend wie bei der Azolla.

Dagegen ist dies der Fall bei einer ganzen Gruppe von Gewächsen, die man als Gallertflechten bezeichnet. Hier kann man auch von einem nachgewiesenen Nutzen reden, den die Alge ihrem Beschützer bringt. Die Perlschnuralgen, die man im Körper dieser eigentümlichen Lebewesen antrifft, sind vergesellschaftet mit einem Pilze; und mit diesem zusammen eben machen sie den Leib der Flechte aus.

Die Gallertflechten sind eigentümliche pflanzliche Gebilde, welche sich als laubige, seltener strauchige Überzüge an geeigneten Orten, auf feuchter Erde, Steinen, Baumstämmen und dergleichen finden; sie sind dadurch vor anderen ihresgleichen ausgezeichnet, daß sie bei feuchter, besonders regnerischer Witterung gallertartig zu, im Vergleich mit ihrer Ausdehnung im gewöhnlichen Zustande, unverhältnismäßiger Größe aufquellen. Wo sie sonst den Blick kaum auf sich gelenkt haben würden, fallen sie bei Regenwetter oft schon von weitem durch ihre Masse und ihr sonderbares Aussehen ins Auge. Stellt man in diesem Zustande einen dünnen Schnitt aus ihrem Körper her und untersucht diesen unter dem Mikroskope, so zeigt sich folgendes. In einer unformlichen, gleichmäßig durchsichtig erscheinenden Gallertmasse, die den Hauptteil des Ganzen ausmacht und keinerlei deutlichen Einzelaufbau mehr erkennen läßt, ziehen sich dünne, vielfach verzweigte und verfilzte, farblose Pilzfäden hin und her, und zwischen diesen liegen, in unregelmäßiger Anordnung, die uns wohl bekannten blaugrünen Perlschnüre der Rosenkranzalge. Auserartige Bestandteile sieht man außerdem nur bei der Fruchtbildung. Bleiben wir bei denen, die sich an jeder Gallertflechte finden, auch wenn sie nicht in Fruchtbildung begriffen ist, so hat man nun freilich früher diese Pilzfäden und Perlschnüre für zusammengehörigen, und das Ganze für ein einheitliches Lebewesen angesehen. Man betrachtete die grünen Schnüre als besondere Lebensglieder des sonst farblosen Hauptkörpers, und belegte sie mit dem Namen der „Gondien.“ Aber ihre Ähnlichkeit mit den auch sonst bekannten Rosenkranzalgen erweckte doch schon früh den Verdacht, daß sie selbständig seien; und dieser Verdacht ist durch die genauere Erforschung zur Gewissheit geworden. Sie sind in der That ebenso selbständig, wie die Rosenkränze in den Blatthöhlungen der Azolla. Man kann sie aus dem Flechtengewebe befreien, und sie wuchern weiter: auf eigene Hand, ohne Hilfe von Pilzfäden, wenn sie nur die nötige Feuchtigkeit haben. Hiermit scheint zugleich der Beweis geführt, daß ihnen der pilzartige Flechtenbestandteil nichts nützt. Man hat sie deshalb in der That auch von manchen Seiten selbst im Flechtenverbande als selbständig und den Pilz nur als Schmarozer auf ihnen betrachtet.

Diese Auffassung erhält noch eine weitere scheinbare Stütze dadurch, daß der Pilz allein für sich nicht leben kann. Jede Gallertflechte entwickelt mit der Zeit Fruchtkörper, in denen sich Urkeime oder Sporen, also einfache Fortpflanzungszellen, erzeugen. Diese Fruchtkörper werden aber lediglich aus dem Pilzgewebe gebildet. Die grünen Perlschnüre haben keinen Anteil daran. Somit ist es natürlich, daß aus den von ihnen gelieferten Sporen auch nur wieder Pilzgewebe entsteht; und

das thut es in der That. Eben dieses Verhalten zeigt auch allein schon, daß man es hier mit zwei verschiedenen Pflanzwesen zu thun hat; denn wenn die grünen Zellreihen zu dem Lebenskörper der Pilzfäden gehörten, so müßten sie sich auch wieder aus ihnen erzeugen können. Dies geschieht nicht; wenigstens niemals, wenn der Versuch mit der nötigen Vorsicht angestellt wird: das heißt so, daß zu den jungen, der Spore entkeimten Pilzfäden nicht anders woher wieder gleichartige Perlschnuralgen gelangen können. In den vereinzelt Fällen, wo solche nachträglich dennoch auftraten, war es nicht sicher, woher sie gekommen waren; jedesfalls konnte nie bewiesen werden, daß sie sich aus dem Pilzgewebe selbst gebildet hatten.

Ubt man aber die gebotene Vorsicht, so entwickelt sich nicht bloß ein Pilzkörper allein, sondern dieser geht auch bald wieder zu Grunde. Er kann nur zu ganz geringer Größe anwachsen und sich auf kurze, bemessene Zeit selbständig erhalten; darüber hinaus bedarf er der Alge. Insofern darf man ihn allerdings als Schmarozer auf dieser auffassen; und er verhält sich darin ganz wie andere pflanzliche Schmarozer auch, seien es Pilze oder Blühgewächse. Jedes Schmarozerwesen ist nur für einige Zeit, für seine erste Jugend, mit der Fähigkeit selbständigen Fortkommens ausgerüstet; hat es diese nicht benutzt, oder nicht benutzen können, um sich einen geeigneten Gastgeber zu suchen, so hat es sein Leben verspielt. Es verhungert; es wächst sich selbst zu Tode.

Dies beruht auf den Ernährungsverhältnissen. Die Ernährung der Pilze gleicht der der Tiere. Sie sind wohl im Stande, Nahrung aufzunehmen; aber diese muß bereits vorher chemisch in lebenskörperliche Formen gebracht sein. Es fehlt ihnen das Pflanzengrün, an dem die Fähigkeit der anderen Gewächse haftet, die Kohlenäure der Luft zu verarbeiten. Und ohne Kohlenäure kein Kohlenstoff, der doch notwendig ist, um die Eiweißverbindungen zu bilden, die die stoffliche Grundlage alles Lebendigen abgeben. Den Kohlenstoff aus der Kohlenäure zu gewinnen, das ist das Kunststück, das nur die grünen Pflanzen fertig bringen, das sie vor den Tieren voraus haben, und das ihnen noch kein Chemiker nachgemacht hat. Sie brauchen nur Licht dazu.

Die grünen Pflanzen können daher allein aus den verwitterten Bestandteilen des Bodens und aus der Luft ihre Nahrung bereiten und ihren Körper aufbauen. Die Tiere können dies nicht; daher kann die Erde wohl allein von Pflanzen, aber nicht von Tieren allein bewohnt gedacht werden. Und den Pilzen geht es wie diesen; sie können ebenso wenig „von der Luft leben,“ wie sie.

Es ist nun deshalb nicht notwendig, daß alle Pilze eigentliche Schmarozer sind und ihren gesamten Nährstoff einem andern Lebewesen entziehen, denn es kommt nicht darauf an, ob die Stoffe, die sie brauchen, noch frisch oder schon zersetzt sind: wenn sie nur die nötigen Grundverbindungen und vor allem Kohlenstoff in irgend einer brauchbaren Form enthalten. Daher sind viele von ihnen bloße Fäulnisbewohner; sie nehmen ihre Speise ebenso gut von den Toten, wie von den Lebenden. Es genügt, wenn der Boden, auf dem sie wachsen, Verwesungsbestandteile enthält. Nur auf reinem, gänzlich moderfreiem Boden kann kein Pilz gedeihen. Sie sind eben als Pflanzen an den Ort gefettet; sie haben keine inneren Verdauungswerkzeuge und können nicht „fressen,“ wie die Tiere; sondern einzig mit der Wurzel — oder dem, was bei ihnen die Wurzel der höheren Gewächse vertritt — können sie Nahrung von außen aufnehmen, wie sie ihnen der Boden bietet; und sie müssen dort wohnen, wo sie solche finden.*

* Was hier von den Pilzen gesagt ist, gilt ebenso von vielen Schmarozeren und Fäulnisbewohnern der blühenden Pflanzenwelt. Auch ihre Ernährung weicht von der der übrigen Gewächse ab; auch sie müssen fertige kohlen- und stickstoffhaltige Nahrung aufnehmen, die sie ihrem Wirte entziehen. Allerdings giebt es auch solche, die ihn nicht ganz für sich arbeiten lassen, sondern nur seine Wurzeln, indem sie ihm bloß die von diesen aus dem Boden gelieferten Nährsalze zum Teil entnehmen. Ein solcher unvollständiger und doch oft sehr schädlich wirken-

rieben;
sagten
kennen
späterer
en, die
ry.“

Weiter-

sehung.)

ter den
men, ist
en Zu-
siffe viel
als ge-
sicht auf
nftigen.
auf dem
gebers,
selbst in
er Be-

ch man
ben in
man bei
Perl-
t nach
shte der
schlusse,
t statt-
r Alge
et war.
h ein-
anzalge
figerer

ren, ist
räumen
men-
deren
haft in
em Na-
beson-
liefer-
dieser

Erwägt man dies alles, so stellt sich das Verhältnis zwischen Pilz und Alge in der Gallertflechte, wie folgt. Die Alge, als grüne Pflanze, zerlegt mit Hilfe des Lichtes Kohlen- säure und erwirbt auf diese Weise Kohlenstoff für den gemein- samen Haushalt, den sie zunächst, wie es die Grünzellen aller Pflanzen thun, verbunden mit Wasserstoff und Sauerstoff in der Gestalt von Stärke ablagert. Welche stofflichen Um- wandlungen mit diesem Ersterzeugnis dann weiter vorgehen, ist hier gleichgültig. Dagegen ist sie durch die sie umspinnen- den Pilz selber von der unmittelbaren Aufnahme der im Wasser gelösten Nährsalze aus dem Boden abgeschlossen; sie ist also gerade durch die Gemeinschaft mit ihm schon nicht mehr im stande, alle ihre Lebensverrichtungen selbständig zu besorgen. Dies schadet nichts; der Pilz tritt für sie ein. Was er ihr auf der einen Seite nimmt, ersetzt er ihr auf der anderen Seite; und er thut dies reichlich, indem er gewissermaßen künstlich eine Wurzel für sie abgiebt, die ihr sonst fehlt. Die Pilzfäden nehmen leicht Feuchtigkeit auf; sie führen der Alge die Nähr- salze des Bodens zu, benutzen sie aber dafür als Vereiterin der Eiweißstoffe, welche sie aber erst aus diesen Nährsalzen in Verbindung mit der von ihr selbst gebildeten Stärke her- stellen kann. Ja, sie liefern der Alge sogar die für die Stärke- bildung notwendige Kohlenensäure, indem sie diese selbst be- reiten; denn im Verlaufe ihres tierischen Stoffwechsels atmen sie sie aus. Darum hinwegerschadet der Alge die verhält- nismäßige Abschließung von der Luft nicht, unter der sie sich durch den Pilz befindet. Zugleich schützen die Pilzfäden sie gegen Austrocknung sowohl wie gegen Verletzung, und schließ- lich dringen sie in die Unterlage, oft hartes Gestein, ein und sorgen für Befestigung des Ganzen.

Von den durch solches Zusammenwirken gebildeten Eiweiß- stoffen aber lebt und wächst sowohl Pilz als Alge; denn ihre Zellhäute sind so innig aneinander gelegt, daß die Austausch- zur Ergänzung aus den Zellen des einen Teils in die des andern und umgekehrt gelangen können, als wären es nur ver- schiedene Gewebe derselben Pflanze. Die ursprünglich von der Alge herrührenden Gallertmassen tragen auch noch dazu bei, in vorkommenden Fällen viel Feuchtigkeit auf einmal aufzu- nehmen und sich, einem Schwamme ähnlich, mit Wasser voll- zuzugang; außerdem erhöht die Quellung desselben aber auch die Durchsichtigkeit des Ganzen und erleichtert das Hinzutreten des Lichtes zu den grünen Zellen.

Nach alle diesem scheint es, als ob zwar, wenn die Alge sich einmal in der Bergesellschaftung mit dem Pilze be- findet, sie durch ihn nicht geschädigt wird, auch gewisser Vor- teile genießt; daß sie aber ebenso auch ohne ihn würde aus- kommen können. Man möchte meinen, die Dienstleistungen, die er ihr erweist, seien ihr erst durch die Verbindung mit ihm not- wendig geworden und hätten daher keinen unbedingten Wert für sie, so daß er dennoch als bloßer Schmarozer zu be- trachten wäre.

Aber dieser Schein trügt. Wohl kann die Alge auch ohne den Pilz leben, aber sie kann es nicht an jedem Orte.

* * *

Ich habe bisher nur von den Gallertflechten gesprochen, weil diese sich durch die in ihnen herbergenden Rosenkranz- algen am besten an das erstgeschilderte Verhalten der Azollen anschließen. Es bleibt nunmehr nur hinzuzufügen, daß das,

der Schmarozer ist die gewöhnliche Leimmittel; wie alle nach ihrer Art lebenden Pflanzen besitzt sie eigenes Blattgrün, mit Hilfe dessen sie sich die nötigen Baustoffe aus der umgebenden Luft selbst bereitet. Die vollständigen Schmarozer dagegen sind bleich, wie die Pilze, und haben die Blätter, die ihnen bei der Ernährung doch nichts nützen wür- den, nur spurweise angedeutet in Gestalt von mißfarbigen Schuppen. Ihr Stoffwechsel ist eben völlig der der Pilze; sie können keine Kohlen- säure zerlegen; und das Gleiche gilt von den sogenannten Moder- oder Verwesungspflanzen, wie der bekannten braunen Rehwurzel unserer Wäl- der, einer der sonst so schön und meist lebhaft gefärbten Nagel (Orchideen). Sie stimmen in der Lebensweise mit den Moderpilzen überein, wie die Vollschmarozer mit den Schmarozerpilzen.

was ich von den Gallertflechten ausgeführt habe, von den so- genannten Flechten überhaupt gilt. Zur Zeit wenigstens kann es als unbedingt festgestellt behauptet werden; erst die jüngsten Tage haben noch die überzeugendsten Beweise gebracht. Nur wird oft die Stelle der Rosenkranzalgen durch einfache Algen anderer, immerhin der verschiedenartigsten, Gruppen ver- treten.

Obgleich der wissenschaftliche Allgemeinname der Flechten noch nicht völlig in den Sprachgebrauch des Volkes über- gegangen ist, so kann man doch im ganzen darauf rechnen, daß der Gebildete von ungefähr weiß, was darunter gemeint ist; und der Gegenstand selbst ist von Ansehen wohl jedem bekannt. Überall, auf Steinen, Holzplanen, Bretterwänden, an nackten Felsen wie auf der Rinde lebender Bäume, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt und allen trogend, erscheinen sie bald nur in Form dünner Krusten, ja als staubartige Überzüge oder Anflüge, bald mehr oder weniger sich von der Unterlage laub- artig oder strauchig erhebend; in gelber oder grauer, weißlicher oder grünlicher Farbe; bald mit der ganzen Unterseite, bald mit einzelnen polsterförmigen Stellen, bald nur an einem Punkte befestigt und von da frei herabhängend. Eine der gewöhn- lichsten ist die gemeine Silberkruste oder Wandflechte, die rein gelbe Überzüge bildet; aber auch das Heilzwecken dienende Isländisch-Moos, die Lachmusflechte, das sogenannte Rentier- moos, die Landartenflechte sind bekannt genug, und jeder Be- sucher des Riesengebirges wird sich des „Rübezahlsbartes“ erinnern, der von den Bäumen des Nadelwaldes herabhängt und thatächlich zur Herstellung von Bärten für holzgechnigte Rübe- zahle dient, anderwärts aber einfach als Bartflechte bezeichnet wird. Die größte Ausdehnung erreichen die Flechten in den Tundren Sibiriens und überhaupt des hohen Nordens; hier bilden sie die Hauptmasse des Pflanzenwuchses, indem sie alles mit einem gleichmäßig dichten, humpfigen Masen überziehen, der den sonst nackten, eisigen Boden verhüllt!

Von allen diesen genügsamen Wesen steht jetzt die Zu- sammengesetztheit des Leibes aufbaues fest; und es sind nur eben verschiedene Pilze und verschiedene Algen, die sich in ihnen vereinigen. Nach der Art ihrer Zusammensetzung ändert die Beschaffenheit ihrer inneren und äußeren Er- scheinung ab; und besonders durch den pilzlichen Bestandteil wird sie wesentlich bestimmt. Die Algen aber gehören meist, wenn man von den vorhin erwähnten Gallertflechten absieht, einzelligen Arten an, das heißt solchen, die zeitlebens auf der Formwertstufe einer einzigen Zelle stehen bleiben. Aus diesem Grunde auch konnte der Verdacht der Selbständigkeit auf sie verhältnismäßig erst spät fallen. Denn sie treten als ver- einzelte grüne Zellen in den Lücken des Pilzgewebes auf; und bei dieser Einfachheit ihrer Form konnte ihre Übereinstimmung mit der sonst freilebender Wesen nicht so viel Überraschendes haben. Gegenwärtig steht ihre Allgemeinheit verjüngt fest, so gut wie bei den Gallertflechten. Nachdem de Bary die ersten Vermutungen in dieser Richtung ausgesprochen hatte, hat Schwendener später, gestützt auf seine eigenen, de Barys, Faminzins und Baranekz's Arbeiten die umfassende Lehre von der Doppelwesenheit aller Flechten ausgesprochen und wohl begründet; während er anfangs selbst gesehen zu haben glaubte, daß die Grünzellen des Verbandes an den Enden der bleichen Pilzfäden als Ausprossungen dieser selbst entstünden. Den verjünglichen Beweis für die Richtigkeit seiner Schlüsse haben dann die Botaniker Rees und Stahl geliefert; ihnen gelang es, aus Pilz und Alge Flechten künstlich zusammenzusetzen. Sie nahmen Pilzsporen des einen und Algenzellen eines anderen Verbandes, züchteten sie an- fangs einzeln und brachten sie erst nachträglich zusammen: das Ergebnis war eine Flechte, der gleich, aus der die Pilz- sporen stammten. Obwohl dies genügt hat, die Einwendungen der älteren Flechtenforscher gegen die neue Auffassung zum Verstummen zu bringen, sind doch in jüngster Zeit die mühsamen Untersuchungen noch weiter geführt worden. Möller hat den Beweis erbracht, daß auch die Flechtenpilze selbständig

leben können, indem er sie in keimfreier Nährlösung ohne Grünzellen züchtete, bis sie selbst wieder Sporen trugen; und erst im vergangenen Jahre hat ein französischer Forscher, Bonnier, eine Reihe von Versuchen veröffentlicht, durch die es ihm gelungen ist, sogar freilebende Algen zur Eingehung eines Flechtenverbandes zu bringen, die noch niemals früher mit Pilzen in Berührung gekommen waren. Wenn man bedenkt, daß diese Versuche jahrelang bis zur Reifung der Flechtenfrüchte fortgesetzt werden mußten, und nur wenn man weiß, welche Ausdauer und Geduld in der Überwachung, und welcher Aufwand von fortwährenden Vorsichtsmaßregeln gegen die Einschleppung fremder Keime dazu gehört, ist es möglich, ihren Wert nicht bloß nach dem Erfolge, sondern auch nach der Forscherarbeit, die darin steckt, richtig zu ermessen.

In der Natur ist die Vermehrung der Flechten freilich nicht auf das zufällige Zusammentreffen zweier zukünftiger Lebensgenossen beschränkt. Gleich als sollte für den schlimmsten Fall noch eine besondere Sicherheit geschaffen werden, finden wir noch eine zweite, gänzlich ungeschlechtliche Fortpflanzungsart bei ihnen bestehen. Denn bei der Einzelkeimung der beiden Bestandteile vermehrt sich zwar die Alge durch bloße Teilung, der Pilz aber geschlechtlich: der Sporenbildung geht die Entwicklung weiblicher Fruchtkörper und männlicher Befruchtungsförper voraus. Häufig aber lösen sich auch nesterartig umgrenzte Stücke des Flechtenkörpers los, die beides, Pilz und Alge, schon enthalten. Man nennt sie Keimstücke, Keimnester, auch wohl Brutkörner oder Brutstäubchen („Soredien“). Sie sind von der Größe kleiner, feiner Samenkörner und stellen im Grunde genommen bereits eine kleine, vollständige, von dem Mutterstocke getrennte Zweigstübelung, einen jungen, fertigen Doppelförper, kurz eine junge Flechte vor. Diese wächst, einmal selbständig geworden, an dem Orte, wo sie sich festgesetzt hat, nach Art der alten Flechte weiter, und verhält sich also in dieser Beziehung genau so, wie die durch Knospung abgetrennten Glieder vieler niederer Tiere.

Zu erwähnen wäre noch, daß ein und dieselbe Pilzart mit verschiedenen Algen auch verschiedene Flechtenkörper erzeugt, daß aber im allgemeinen mehr verschiedene Pilzarten zur Flechtenbildung beitragen, als es Algen giebt, die daran teilnehmen. Neuerdings ist es einem Forscher, Zucal, sogar gelungen, eine sogenannte „Doppelflechte“ aufzufinden, das heißt einen Flechtenkörper, an dessen Zusammenfügung zweierlei Pilze teilnehmen. Beide haben sich zugleich mit derselben Alge verbunden, und ein dreiblättriges Kleeblatt führt hier gemeinsamen Haushalt.

Dot und dürr erscheinen die Flechten in der Natur, wo wir sie finden. Eine Sammlung von ihnen, sei sie auch frisch zusammengetragen, bildet in der Trockenheit und Unveränderlichkeit ihrer Bestandteile gleichsam ein lebendes Herbar. Und dennoch birgt sich unter dem toten Scheine fast unauslöschliches Leben: jedesfalls die größte Lebensfähigkeit und Langlebigkeit, die wir beobachten können. Eine Flechte kann jahrelang in einer wirklichen Trockensammlung, selbst gelinde gepreßt, aufbewahrt werden: hat man sie nicht etwa durch Wasserdampf getötet, so erwacht ihr schlummerndes Leben, sobald man sie herausnimmt und befeuchtet. Sie wächst weiter, als wäre nichts geschehen. Dies ist bei den meisten ihrer Art auch der Vorgang in der Natur. Nur bei feuchter Luft, bei Regengewitter, wachsen sie und äußern ihr Leben; in der Zwischenzeit bilden sie lebende Mumien, wohlbewahrt vor den Schädlichkeiten der Außenwelt. Aber ihr Leben steht fast still. Und das Wahrwort, daß Stillstand einen Rückgang bedeute, scheint an ihnen zu schanden zu werden. Bei lange anhaltender Trockenheit kann man eine bestimmte Flechte wochenlang beobachten: man wird keine Veränderung an ihr bemerken. Ein paar Regentage, und das Verfaumte ist eingeholt. Ihr Wachstum ist das langsamste, das wir kennen: freilich nur im Durchschnitt; denn ihr Lebenslauf vollzieht sich in Sprüngen.

Darin aber liegt das eigentliche Geheimnis der Flechtengemeinschaft zwischen Pilz und Alge. Die Gegenseitigkeit ihres inneren Stoffwechsels, wie er sich in der Ernährung ausspricht, ermöglicht ihr Zusammenleben; ist ein solches aber einmal zu stande gekommen, so erhebt sich die Leistung, deren das Doppelwesen fähig ist, weit über die jedes einzelnen seiner Bestandteile. Auch die Alge kann es ohne den Pilz nicht soweit bringen, wie es ihr in der Flechtengemeinschaft gelingt. Indem sich Pilz und Alge voneinander abhängig gemacht haben, sind sie desto unabhängiger von der Außenwelt geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Schule Gutte.

Entseelte Wehstände von Bahrman Herr.*

Von S.

Seit sechs Uhr lag sie da und konnte sich nicht regen. Auf dem Sofa lag sie und regte sich nicht.

Und schon schlug die Uhr dreiviertel Elfe. Es war ein heiserer schnarrender Laut. Es war ein Läuten und Krachen, ein Gurren und Gurgeln und ein Knistern und Knacken. Es schnalzte und raschelte und bollerte, als ob ein Weltall zerpringen sollte.

Sie fuhr empor.

Schon dreiviertel Elfe.

Ja, jetzt war es Zeit.

Fort.

Und sie befand sich auf der Straße.

Jetzt mußte sie ihn finden. Ihn. Wen, ihn? Nun, ihn. Da schritt er ja vor ihr. Ein großer Herr in grauem Cylinder, mit violetten Hosen, dem der gelbe Überzieher so phantastisch-gepensterhaft um die interessant schlotternden, ausgehörten Waden schlappte. Er war es. Sie wußte es. Eine Stimme in ihr sagte es. Nief es. Brüllte es. Zauchte es. Schrillte es mit heiseren, betäubenden Pfiffen. Und ein narrotischer Dunst stieg um sie auf, in warmen, geilen, schäumennden Dämpfen, daß ihr das Gehirn an zu brausen fing in schmutzig-grauen Blasen und weißlich-gelben Gischen.

Und sie suchte ihr Gehirn. Sie suchte es mit Eifer und Anstrengung. Sie legte eine Leiter an nach ihrem Kopf und kletterte auf dieser empor. Angstlich, von Sprosse zu Sprosse. Aber so hoch sie auch stieg, — schon war sie über den Mond hinaus — sie konnte es nicht finden, ihr Gehirn. Es war davongeflogen, schwanengleich, wie ein von Pygmaënfauft geschleudertes Felsblock, der nun oben am Sternenhimmel umherirrte, als ein entwurzelter Komet, der gerne ein Fixstern werden wollte.

Oder auch — es war zu Boden gesunken, das Gehirn.

Ja, das war es.

Aberglaube, der Menschheit, daß das Gehirn im Kopfe stecke! Eine neue Zeit mußte kommen, das Ende des Jahrhundert, und diesen thörichten Kindersinn ausrotten, mit Stumpf und Stiel. Ja ausrotten, das war es.

Die Zeit mußte ausziehen aus ihrem stinkigen Stall und aufs neue ihr Gehirn suchen.

Sie mußte wissen, vor allem, daß es nicht im Kopfe stecke.

Es konnte in den Gedärmen stecken, oder im Nabel, oder im dicken Zeh.

* Die obige Parodie wendet sich gegen etwas von Hermann Bahr, was man ebenso gut einen Roman, eine Novelle oder eine psychologische Studie nennen könnte. Das Etwas heißt: „Die gute Schule“ und hat unter den eingeschworenen deutschen Naturalisten bedeutliches Schütteln des Kopfes, unter den andern Lesern oft Enttäuschung, noch öfter Heiterkeit erregt. Da Hermann Bahr trotz seiner guten Schule ein Talent ist, wird diese Parodie, welche einen guten Begriff dieser Schule geben mag, ihm nicht zu viel Ehre erweisen.

D. Red.

Und ein Zucken durchfuhr sie, just in der Nähe des dicken Zehs, unter der Sohle des linken Fußes. Und es durchrieselte sie ein Schauer, wie von dampfenden Weinen und brodelndem Schnee. Und sie kostete den Schmerz. zog ihn in sich mit langen, verschmachtenden, durstigen Zügen. Trank ihn mit Bier und mit webender Brunst, die in Flammen aufschlägt, wenn der Sturmwind dahersfährt, und das Rohr knistert im Winde, und das Schilf flüstert im Mondschein, und ein grünlich-blauer Dunst liegt über der rötlich schimmernden Erde, und darüber breitet sich ein stahlblauer grauer Himmel, und darunter jagt der Habicht die Taube, und die Elfen tanzen in der Sonne.

Das mußte sie malen.

Es überkam sie wie eine Offenbarung.

Aber festhalten mußte sie das Bild. Es dürft' ihr halt nimmer entfliehen. Und sie griff in die Luft mit haschenden, schnappenden Händen. Und sie suchte das Bild, das vor ihr schwebte und neckische Purzelbäume schlug, sie suchte es zu umklammern und an sich zu ziehen, an ihre Brust, die stürmte und schnaubte und hämmerte, und daraus der Atem entwichen war.

Und sie rannte und rannte und rannte. Sie rannte, daß ihr die Locken flogen und der Schweiß ihr in Strömen herniedertroff, daß er zu einem Bache anschwell, der plötzlich als ein dumpflosendes, hochgehendes Gewässer sich seeartig, wie ein violetter Sumpf, vor ihren Füßen ausbreitete. Und sie wußte nicht, ob sie zurückschauern sollte, oder sich hineinstürzen in die fühlen, labenden Fluten; sie, die da schmachtete und sich härmte und sich hartete nach Wahrheit.

Wahrheit?

Giebt es denn eine Wahrheit?

Hat Wahrheit noch Gültigkeit, fin de siècle?

Was soll heutzutage uns, den Decadents, die Wahrheit?

Oder die Schönheit?

Oder die Häßlichkeit?

Lüge ist alles. Die Lüge ist das einzig Wahre. Die Lüge ist das einzig Schöpferische. Denn die Welt ist Lüge. Und wie die Welt, so muß auch die Kunst sein. Die große, die neue, die unermessliche, die riesenstarke, die unnebelnde, die erstickende, die erwürgende, die allbefreiende, die entseßende, die von goldenem Schmutz bespritzte, die keusche — reine — engelweiße, die unanbetbare — ewig anbetungswürdige, die erdgefesselte — himmelstürmende, — sie, die Kunst, die sie suchte, die sie finden mußte.

Und sie rannte und rannte und rannte. Sie rannte, weil sie eine Peitsche hinter sich fühlte, die mit fürchterlichem, entnervendem Klatschen auf ihren blaugeschwellenen, von gelben Striemen überzogenen Nacken prasselte. Und die Furien fingen an zu lichern, und sie heulten in dem Richern, und sie schneuzten sich mit ihren Schlangenhaaren. Und es war ein Schwefeldampf, der aufstieg. Und er erfüllte die ganze Erde. Und es war kein Grashalm, der nicht erfüllt gewesen wäre von diesem Schwefeldampf.

Da geschah es.

Es geschah wirklich.

Sie rannte gegen ihn. Gegen den langen Herrn in dem gelben Überzieher und mit dem grauen Cylinder und den violetten Hosen. Mit ihrer vordersten Stirn rannte sie gegen ihn. Rannte gegen seinen Rücken, dort wo er sich senkt und sich bescheiden lagert zwischen zwei Hüften. Und plattlings schlug sie hin.

Sie schlug hin, sitzlings, hinterrücks, kopfunterwärts. Und sank in eine tiefe Ohnmacht.

Und als sie wieder erwachte, da war sie eine ganz andere. Eine ganz andere . . .

Gottfried Keller †.

Ein Totengespräch.

Von

F. W.

Es war heller Tag, als das Sterben über Gottfried Keller von Zürich kam. Für die Zeugen der letzten Augenblicke war er nicht mehr bei Bewußtsein. Es war aber noch etwas wach in ihm. Er hatte noch einmal einen schönen, feinen Einsall, über welchen die Seele lächeln mußte. Die Seele wollte den Einsall zu Ende denken. Da lächelte sie wieder, aber diesmal über sich selbst. Wozu noch denken? Für wen? Für Gottfried, der nicht mehr zuhörte? Für die Leute, für die sie nie gedacht und gedichtet hatte?

Er starb, und seine Seele machte den großen Flug hinüber. Für die Zuschauer war es ein bläulicher Bliß, der im Nu durch wolkenlosen Himmel von einem Ende der Welt zum andern flog. Um sie her war eine ungeheure Strecke nichts, gar nichts; als aber wieder etwas da war, da war es das Jenseits. Das sah aus wie die Erde, nur etwas sauberer.

Am Thore wurde er von dem gesamten jenseitigen „Schriftsteller-Verein“ empfangen. Der erste Vorsitzende, ein stattlicher alter Herr, der noch vor Jahr und Tag etwas Ähnliches in einer großen deutschen Stadt gewesen war, nahm das Wort:

„Verehrter Herr Kollege! Gestatten Sie, daß wir Sie im Namen der Fachgenossen an der Schwelle des Jenseits willkommen heißen. Da wir hier nicht so sehr lügen dürfen wie auf Erden, muß ich Ihnen gestehen, daß kein einziger unter uns Ihre sämtlichen Schriften gelesen hat. Sie sind aber vor genau einem Jahre, unmittelbar nach der Feier Ihres siebenzigsten Geburtstages, für die große jenseitige Leihbibliothek auf unser Ansuchen angeschafft worden. Wir haben damals mit lebhafter Überraschung erfahren, daß ein Schriftsteller Ihres Namens lebe. Wir haben bemerkt, daß alle deutschen Zeitungen sich genötigt sahen, Festartikel zu bringen, und daß gerade die geschätztesten Kritiker untereinander etwas wie eine Keller-Gemeinde gegründet hatten. Wir sagten uns, daß ein so berühmter Zeitgenosse sofort nach seinem Tode Mitglied unseres Vereines werden müsse, und wir beschloßen, Sie bei der nächsten Wahl für die Stelle eines ersten Vorsitzenden in Aussicht zu nehmen. Wir wollen hier wie auf Erden durch festes Zusammenhalten die Verleger . . .“

Keller. Ihr V. . . . * ich will Euer Vorsitzender nicht sein und Euer Genosse auch nicht. Es freut mich nur, daß Ihr meine Sachen nicht gelesen habt. Wann habe ich mich je in Eure Zänkereien und Stänkereien gemischt? Soll ich im reinlichen Jenseits da hineintreten, wovon ich mich auf Erden immer frei gehalten habe? Laßt mich meiner Wege gehn! Ich bin kein Litterat! Staatschreiber von Zürich a. D. bin ich und als solcher will ich in Eurem Einwohnerverzeichnis stehen, wenn einer von Euch so ein dickes Buch irgendwo herausgiebt.

Dr. A. Der gehört nicht zu uns. Er hält sich am Ende für einen Unsterblichen. (Allgemeine Heiterkeit.)

Dr. B. Wir wollen in unsrem Verbands-Organ erklären, er sei überhaupt kein Litterat.

Dr. C. Ich beantrage, ihn in unsrem Verbands-Organ für einen unmoralischen Menschen zu erklären.

Dr. D. . . . für verrückt.

Dr. E. . . . für einen Säufer.

Der Vorsitzende. Ich stelle Ihnen anheim, Herr Keller, Ihr Gesuch um Aufnahme in unsren Verein zurückzuziehen, da Sie nur wenig Hoffnung haben . . .

Müßigen Schritts wanderte Gottfried Keller weiter. Seine runderliche kleine Gestalt fiel im Jenseits nicht auf. Da kam er an einen Eispalast. „Das wäre eine gute Kellerei,“ dachte er schmunzelnd. Es war aber das Haus der Unsterblichen, und er vernahm seinen Namen. Bedächtig blieb er stehen. Die

* Ein unübersehbare sechs-silbiges schweizerisches Schimpfwort.

drinnen konnten durch die grünen Eiswände nicht hinaussehen in das Gewühl der alltäglichen Menschen. Er aber blickte in den Saal und erkannte nach Holzschnitten, Photographieen, Marmorbüsten und Erzstatuen die großen Dichter seines Volkes; auch verstorbene Freunde sah er. Und sie beratschlagten über seine Unsterblichkeit.

Goethe. . . . Und just wegen dieses erfreulichen Nachfolgens bin ich gegen seine Zulassung. Sein Stil zeigt eine bedeutende Gegenständlichkeit, wie man sie von mir wohl lernen konnte; aber diesem behaglichen Vorzug des Alters war keine eigene Jugend vorausgegangen. Er war nie Eigenmost, war nie absurd.

Lessing. Lieber Herr Geheimrat, daß er Ihren Altersstil nachahmte, war freilich schlimm, und es ist mir lieb, daß Sie ihm das als Fehler anrechnen. Ach, hätten Sie doch zu meinen Lebzeiten schon so geschrieben, so eifrig, so fehlerhaft fehlerlos, so bedeutend auch im Unbedeutenden, wie hätte ich Sie gezamt! Was aber diesen Gottfried Keller anbetrißt, so bin ich für seine Zulassung. Es ist mehr an ihm als die Goethesche Sprache. Er hat etwas, was wir zu meiner Zeit noch nicht kannten, was auch Sie noch nicht kannten, Herr Geheimrat, was ich wohl ahnte, was ich aber selbst nicht mit einem Worte bezeichnen konnte, nicht gestalten und nicht erklären. Er lacht statuariß. Er lacht, wie eine griechische Bildsäule lachen müßte, wenn sie dürfte. Er lacht wie wir lachen, seitdem wir selig sind.

Heine. Ich glaube doch, das hätte ich auch schon ein wenig . . .

Goethe. Schweigen Sie, Heine! Sie können froh sein, daß wir, unbeirrt von Parteileidenschaften, Ihr unsterblich Teil gerettet haben und nicht preisgeben. Gegen diesen Keller aber spricht auch der geringe Umfang seiner vorzüglichen Werke. Denn seine Gedichte — um nun gleich dieses nicht zu verschweigen — haben alle irgendwie einen Mangel . . .

Schiller. Wahr ist es! Es fehlt was, der Schwung, die Musik, etwas!

Goethe. Sein großer Roman „Der grüne Heinrich“ ist nur mühsam zu Ende geführt, seine Alterswerke zeigen Spuren von Schwäche, und selbst die „Züricher Novellen“ leiden an kleinen persönlichen Schrullen. Bleiben also nur die allerdings göttlichen „Leute von Sedwyla“ und die „Sieben Legenden,“ welche ich mir erst gestern wieder von Eckermann habe vorlesen lassen.

Heine. Und so hat es der gute Keller unterlassen, es mit Hilfe von einigen Bänden Farbenlehre, von Jahres- und Tagesheften vierzig Folianten . . .

Bischof. Schweigen Sie, Heine! Aber diesmal hat Heine recht. Glauben Sie denn, mein teurer Goethe, daß Sie mit allen Ihren vierzig Bänden oder gar mit den hundert Bänden Ihrer neuesten Ausgabe in die Unsterblichkeit eingegangen sind? Haben denn Ihre Alterswerke keine Schrullen? Haben Sie Ihren Wilhelm Meister nicht auch mühsam zu Ende geführt? Donnerwetter noch einmal . . .

Goethe. Ich muß diesen unschicklichen Ausdruck . . .

Lessing. Na, na.

Bischof. Ich bin hier der Jüngste und möchte nicht unbescheiden auftreten. Wenn aber Gottfried Keller nicht hierher gehört, so setzen Sie sich lieber gleich auf den Aussterbe-Etat und machen Sie nach Goethes Tode einen dicken Strich unter die Litteraturgeschichte. Gottfried Keller ist ein Großer, ist ein Ganzer, Vollblut.

Goethe. Schreiten wir zur Abstimmung.

Gottfried Keller (durch das Fenster hereinredend). Meine lieben Herren, ich danke Ihnen für die gute Meinung; aber es wäre zu viel Ehre für mich. Es wäre mir zu kalt in Ihrem Eispalast. Die meisten von Ihnen waren Schriftsteller, herrliche, unsterbliche Schriftsteller, aber doch arme Schriftsteller, die ihr edles Gehirn zermarterten, um ihre Ideen zu formen, die außer ihrer Zeit waren, und um doch zugleich von der Masse verstanden zu werden, mit der sie lebten. So

ein armer Schriftsteller oder Dichter, der mit den Göttern aufsteht und mit Lohnschreibern um einen Bißchen Brot streitet, der für die Nachwelt denkt, aber für sein Leben die Anerkennung seines Bäckermeisters braucht, der im Himmel wohnen muß, weil die Erde bis auf das letzte Fußbreit Afrikas hinweggegeben ist, so ein armer Schächer bin ich nie gewesen. Ich will ein Haus weiter gehn, vielleicht finde ich anderswo die Gesellschaft, mit der sich ein Schöppchen trinken läßt.

Keller schritt fürbaß, und Goethe gestellte sich eilig zu ihm. Goethe. Es wäre mir lehrreich, Ihre Gedanken auf den Grund zu hören.

Keller. Aber, lieber Herr, Sie sind ja auch so einer gewesen, Sie waren ja auch so etwas wie Staatschreiber, haben Ihre Lust daran gehabt, sich und die kleine Welt, die Sie umgab, weiter zu bilden, und nur so ganz nebenher etwas Schönes zu schreiben.

Goethe. Gewiß; aber dabei bilde ich mir ein, zu der Kunst der Schriftsteller und Dichter zu gehören. Sie aber wollen eine besondere Stellung . . .

Keller. Im Gegenteil, ich will nichts für mich extra. Ein Mensch bin ich, und als Mensch will ich gelten, nicht als Hundertier. Mit Baumeistern möchte ich zusammenhängen, wissen Sie; mit Leuten, welche einen Dom oder ein Reich oder sonst etwas Bleibendes aufgerichtet haben. Wir beide sind doch im Leben nicht müßig gewesen, wie richtige Schriftsteller.

Goethe. Kommen Sie doch mit mir zu den Freunden, die etwas gebaut haben; ob man uns dort wohl als Meister begrüßen wird?

Goethe und Keller betraten das Haus der unsterblichen Baumeister. Friedrich der Große begrüßte sie dort mit grimmiger Freundschaft. „Stribenten?“ rief er. „Deutsche Stribenten? Seid was geworden, Jungens; aber was wollt Ihr hier? Bei ernsthaften Leuten?“

Keller trug seinen Wunsch vor, mit Friedrich und Erwin an einem Tische zu sitzen. Die Meister sahen einander fragend an. Da erhob sich Michel Angelo, der der eigenwilligste unter diesen Architekten und Königen war, und führte die Dichter in den Garten des Architektenhauses. Dort standen die duftigsten Blumen und die schattenreichsten oder auch fruchtbarsten Fabelbäume bereit, wenn die Meister sich erholen wollten. Michel Angelo aber sprach: „Ihr seid keine richtigen Baumeister, Ihr wäret sonst keine solchen Dichter gewesen. Wenn es Euch aber genügt, in unserem Garten zu stehen und uns zu erfreuen gleich den Blumen und Bäumen, so sollt Ihr uns willkommen sein.“

Goethe kehrte stolz aufgerichtet in den Eispalast zurück und übernahm ruhig wieder den Vorsitz der unsterblichen Dichter. Gottfried Keller aber blieb aufrecht im Garten der Baumeister und Könige neben einer Riesenspalme, und er wurde der Lieblingsdichter der Baumeister und Könige.

Kleine Kritik.

Zur Entwicklungsgeschichte der menschlichen Familie. Je mehr das ursprünglich auf den engen biologischen Bezirk beschränkte Problem der Entwicklung auch auf das geistige Wachstum der Menschheit Anwendung findet, desto fruchtbarer gestaltet sich die ganze dadurch bedingte Weltauffassung überhaupt. Gilt es doch letzten Endes, das Walten großer, unverbrüchlicher Gesetze, darzuthun, die mit derselben Notwendigkeit im sozialen Leben der Menschheit herrschen, wie die physikalischen im Naturreiche. Zwar soll nicht in Abrede gestellt werden, daß die Zeit noch ferne ist, wo dieser Beweis als ein wissenschaftlich erbrachter betrachtet werden kann; vielmehr hat sich leider wieder die für uns Deutsche so verhängnisvolle Spekulation der Forschung bemächtigt, so daß damit die unanfechtbare exakte Methode der Induktion wieder

verlassen ist. Aber über gewisse Grundzüge der Organisation unserer Rasse, wie sie eben unter der Perspektive der auf naturwissenschaftlicher Basis stehenden vergleichenden modernen Ethnologie entdeckt sind, kann heutzutage kein Zweifel mehr aufkommen, um so weniger, als sich die entsprechenden Berichte und Thatfachen in den verschiedensten ethnographischen Annalen mit merkwürdiger Übereinstimmung gegenseitig stützen oder gar unmittelbar decken. Einer der rührigsten Arbeiter auf diesem Felde der vergleichenden Rechtswissenschaft ist A. Th. Post, nebst Kohler unter den Deutschen wohl an erster Stelle zu nennen, der neuerdings wieder die Ausgestaltung des Familienlebens einer sorgfältigen Untersuchung unterzogen hat. (Studien zur Entwicklungsgeschichte des Familienrechts. Ein Beitrag zu einer allgemeinen vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis, Oldenburg 1890.)

Unser Gewährsmann verspricht sich zunächst nicht viel von den blenden Theorien, die vielfach mit überraschender Schnelligkeit sich über Nacht erhoben, um dann natürlich ebenso rasch wieder zu verschwinden; im Gegenteil meint er sehr nüchtern: „Was in dieser Beziehung von der Wissenschaft geboten ist, gleicht eigentlich nur einem großen Trümmerhaufen. Auf verhältnismäßig geringem ethnologischen Material sind die lustigsten Hypothesen aufgebaut, welche von den jedesmaligen neuen Bearbeitern des Gebietes mit großer Leichtigkeit wieder umgestürzt sind, und es ist wohl nicht zu hoffen, daß die jüngsten Arbeiten dem Schicksale der älteren entgehen werden. Bestimmte Institutionen aus der Zeit der Geschlechterverfassung und des Geschlechterrechts sind allerdings vollständig sicher gestellt; aber die Beziehung derselben zu einander, die Einordnung derselben in eine bestimmte Entwicklungsgeschichte ist noch nach allen Seiten unsicher. Dies wird auch so bleiben, bis ein weit umfangreicheres ethnologisches Material herbeigebracht ist, als es bis jetzt vorliegt!“ (S. 4.) Die Anordnung des Stoffes, wie er hier verarbeitet ist, hält sich nicht an irgend welche ethnographische oder historische Grenzen, sondern nur an die Entwicklung der verschiedenen rechtlichen Erscheinungen selbst, einerlei wo und wann dieselben auftreten. Es ist gegenüber vielen Einwendungen und Bedenken nämlich immer wieder nachdrücklich zu betonen, daß gerade die Thatfachen des sozialen Lebens der Menschheit von einer so universonellen Tragweite sind, daß jede sonstige Nubrierung und Isolierung, wie sie der Historiker, Ethnologe oder Linguist anzuwenden pflegt, hier versagt. Mit vollem Recht bemerkt deshalb Post: „Sprachgrenzen, Religionsgrenzen, ja irgend welche sonstige ethnographische Grenzen sind für das Rechtsgebiet nicht maßgebend. Die Rechtsitten überschreiten alle diese Grenzen rücksichtslos. Geographische Grenzen sind nur insofern für die Rechtsitten bedeutungsvoll, als lokale Abweichungen auf letztere zweifellos einwirken; soweit dagegen die Rechtsitten auf der allgemeinen menschlichen Eigenart beruhen, sind auch die geographischen Grenzen gleichgültig. Es wird schließlich möglich sein, so gut ein System des Universalrechts zusammenzustellen, wie ein System der sämtlichen deutschen Partikularrechte. Ein solches System würde die sämtlichen ethnologisch-juristischen Parallelen aufreihen und zugleich die sämtlichen Varianten, welche die Rechtsnormen bei den einzelnen Völkern erleiden, und damit würden alle jene Punkte fixiert sein, an denen die wissenschaftliche Forschung ansetzen könnte, um jene geheimnisvollen sozialen Gesetze aufzufinden, welche zweifellos auch das Rechtsleben der Menschheit beherrschen.“ (Vorr. S. V.) — Von den Entdeckungen nun, mit denen uns die neuere Völkerkunde beschenkt hat, erwähnen wir an erster Stelle das Matriarchat, das genaue Gegenbild des bislang häufig noch als älteste Form der Familie betrachteten Patriarchates. Während früher entweder alle Nachrichten dieser Art kurzerhand verachtet (so bei Herodot) und völlig ignoriert wurden oder aber die Institution als Entartung aus anderen Gebilden gedeutet wurde, ergaben plötzlich die übereinstimmenden Analogieen aus den verschiedensten Erdteilen, ganz besonders aber die genauere Erforschung des malayischen Archipels, daß wir es hier mit einer uralten Form des ehelichen Lebens zu thun haben. Der Verfasser charakterisiert sie an Hand des verdienstvollen holländischen Ethnologen Wilken folgendermaßen: „Die Mutterfamilie setzt sich zusammen aus den Geschwistern, welche von einer gemeinsamen Mutter abstammen. Das Haupt dieser Familie ist gewöhnlich der älteste Bruder. Dieser gilt als Vater der Kinder seiner Schwestern, während die Kinder seiner Brüder in die Familien fallen, denen die Frau angehört, welche sie heiraten. Der Vater ist daher bei

dieser Art der Familie niemals seinen leiblichen Kindern Vater, sondern stets den Kindern seiner Schwester, deren Väter wieder nicht diesen Väter sind, sondern den Kindern ihrer Schwestern. Die Kinder gehören allemal in die Familie ihrer Mutter, nicht in die ihres Vaters. Ein Vater in dem Sinne, in welchem wir das Wort gebrauchen, ist also bei dieser Art der Familie überhaupt nicht vorhanden, sondern er wird ersetzt durch ein anderweitiges Familienoberhaupt, für welches unsere Sprache kein Wort besitzt. Die Menangkabangschen Malayen auf Sumatra, bei denen die Mutterfamilie in der eben beschriebenen Gestalt noch heutzutage besteht, nennen ihn *mamaq*“ (S. 43.) Das ist auf den ersten Anblick geradezu verblüffend und widerstreitet so sehr allen unseren ge-läufigen Anschauungen, daß man Not hat, sich in den hier maßgebenden Gedanken ganz hineinzufinden, und doch stellt sich aller Wahrscheinlichkeit nach (obgleich die Alten über diesen Punkt noch nicht geschlossen sind) in diesem Gebilde die Urzelle jeder weiteren Entwicklung dar. Aber wenn es auch den überzeugten Vertretern der Priorität oder gar alleinigen Gültigkeit des Patriarchats auf die Dauer schwer fallen sollte, ihren Widerstand gegen die unbestechlichen Zeugnisse der heutigen Völkerkunde aufrecht zu erhalten, so können wir doch den vielfach aus dem System des Mutterrechts gezogenen Schluß von einer allgemeinen geschlechtlichen Promiskuität der Urzustände nicht teilen. Zugugeben ist freilich, daß sie gelegentlich (z. B. bei den Nairs an der Malabarküste) vorkommt; aber das beweist eben nicht ihre universonelle Geltung. Zunächst muß man nicht vergessen, wie außerordentlich dürrig unsere Kenntnisse im Grunde genommen gerade über die Urzeit sind, von welcher freilich manche neuere vertrauensselige Forscher viel zu berichten wissen. Sodann ist eben immer wieder zu beachten, daß alle damit zusammenhängende Erscheinungen, wie Gruppen- und Hordenehen, rein lokaler Natur sind. Ob man aus ihnen auf eine Promiskuität als allgemeinen Ausgangspunkt für das ganze eheliche Leben der Menschheit zurückschließen kann, halten wir deshalb mit Post für durchaus zweifelhaft. Es kann hier begreiflicherweise nicht unsere Absicht sein, den Inhalt des vorliegenden Werkes auch nur in groben Umrissen wiederzugeben — dazu ist das Material viel zu umfassend — aber auf zwei für die Entwicklung der Familie besonders wichtige Momente möge noch kurz hingewiesen werden. Das eine ist die durch die ganze Struktur der ältesten Geschlechtsgenossenschaften bedingte Blutrache, die deshalb auch einen tiefen, sittlichen Charakter trägt. — Es ist nicht die frivole Mord- und Berührungslust, die sich darin offenbart, wie man wohl gemeint hat, sondern hingewiesen eine der wesentlichsten Garantien für den Bestand und die Wohlfahrt des sozialen Lebens primitiver Stämme. Freilich (und das ist für den kommunistischen Zug jener Organisationsformen sehr bezeichnend) richtet sich die Rache nicht gegen den Störer der Rechtsordnung in unserem Sinne, sondern wesentlich gegen den ganzen Stamm, dem der betreffende Mißthäter angehört, und deshalb ist es auch ganz gleichgültig, ob gerade der eigentlich Schuldige von der Vergeltung ereilt wird oder irgend ein anderer Stammesgenosse. Aber wie tief doch diese Pflicht empfunden wird, das zeigt der Umstand, daß manche Völkerschaften überhaupt keine Kompensation anerkennen. Sobald jedoch die ursprüngliche Geschlechtsverfassung sich zersetzt und durch die Berührung mit anderen Stämmen die älteste Basis des sozialen Lebens, die Blutrache, ihre fundamentale Bedeutung mehr und mehr verliert, verschwindet auch die Blutrache, die sich dann nur noch in einzelnen symbolischen Überbleibseln späteren Geschlechtern vererbt. Die zweite Erscheinung, die auch mit dem Zeitpunkt einsetzt, wo die frühere Isolierung der in endogener Ehe lebenden Stämme mehr und mehr aufhört, ist die bekannte, auch durch vielfache Sagen des Altertums uns überlieferte Sitte des Frauenraubes. Unser Verfasser bemerkt: „Die außerordentlich weite Verbreitung der Raubehe in ihren verschiedenen Formen läßt den Schluß fast unausweichlich erscheinen, daß der Raub unter bestimmten Organisationsformen die regelmäßige Art war, um zu einem Weibe zu gelangen.“ (S. 138.) Ja diese Form gewinnt gelegentlich eine derartige gesetzmäßige Bedeutung, daß es umgekehrt als Rechtsbruch erscheint, dem Räuber das geraubte Mädchen wieder wegzunehmen, und andererseits der Räuber sich ihrer nicht wieder entledigen darf. Wie im Verlauf der Zeit dann der anfängliche Ernst des Aktes sich nach und nach verliert und ein reines Scheingefecht als Symbol des früheren Geschlechterkrieges übrig bleibt, ist zu bekannt, um weiter erörtert zu werden.

Ths. Achelis.